

Die Kette West



Nr. 47

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Erntelied.

Von Richard Dehmel.

Es steht ein goldnes Garbenfeld,
Das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

Es stockt der Wind im weiten Land,
Viel Mühlen stehn am Himmelsrand.
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendroth,
Viel arme Leute schrein nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schooß,
Und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

Es segt der Sturm die Felder rein,
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!

Das Messer mit dem beinernen Griff.

Von Charlotte Nisde-Klein.

(Fortsetzung.)

Das Messer, das schöne Messer! Mein Messer — ich hielt es wohl verborgen. Stets trug ich es bei mir. Allem nach hatte der Alte sein Abhandenkommen nicht bemerkt, denn bei der Zeugenvernehmung war stets nur von dem gestohlenen Gelde die Rede gewesen. Auch in den Zeitungsberichten war das Messer mit keinem Worte erwähnt worden. — Ja, ich hatte Glück, Glück wie immer. — Das Messer gefiel mir mit jedem Tage besser. Wenn ich so Nachts im Bette lag und Emil und mein Vater von dem Leben „drüben“ sprachen, drückte ich es an die Brust; fest hielt es meine kleine Faust umspannt.

— Wie würden die Indianer schauen! — Drüben wollte ich es meinem Vater zeigen. Eine eigene Scheu hielt mich ab, dies jetzt schon zu thun. Aber „drüben!“ Ja, dann würde ich es ihm unter die Nase halten; und ich freute mich schon auf sein Lachen; ich hörte ihn sagen: „Schau, Schau, die kleine Kanaille hat auf eigene Hand Geschäfte gemacht.“

Aber jetzt? — nein, nein, besser, ich behielt mein Geheimniß für mich. Mein Vater hätte mir am Ende das Messer genommen, oder mich gezwungen, es in den Fluß zu werfen, wie die schöne eiserne Kassette.

Nein, erst in Amerika!

Es ging mir aber doch jedesmal ein Stich durchs Herz, wenn ich meinen Vater zu Emil oder der Hausfrau sagen hörte: „Das Gute ist, daß man uns nie was nachweisen kann, — sollten wir aber dennoch unvorhergesehenes Pech haben, dann leugnen, leugnen, immer leugnen; die Kassette ist gut aufgehoben, die kann uns nicht verrathen. Man muß nur fest bleiben.“

Bei solchen, oft wiederholten Worten wurde mir doch manchmal abscheulich bange zu Muthe, so daß ich einige Male fest entschlossen war, das Messer in den Fluß zu werfen.

Aber ich konnte es nicht übers Herz bringen. — Mein Messer, — und dann — ach was! — dünnes Zeug! Ich hatte Glück, und das ist bei Allem die Hauptsache; dies wußte ich. Mir konnte nichts passieren.

Der Geheimpolizist hatte nach einiger Zeit seine Besuche eingestellt; wir athmeten auf; wir fühlten uns wie von schwerer Last befreit.

Seither waren zwei Monate verfloßen; mein Vater sah keinen Grund mehr ein, die Abreise länger zu verschieben.

Wir bezogen ein anderes Quartier, ganz in der Nähe des Bahnhofes. So lange das Haus polizeilich beobachtet worden war, hatte mein Vater nicht gewagt umzuziehen, geschweige denn abzureisen; jetzt wollten wir aber nimmer länger zögern; in aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen.

Ab und zu begab sich mein Vater in den Schnapsladen, um der Frau Gräße und Bestellungen von Emil zu überbringen. Die Beiden hielten ihre Zusammenkünfte bei uns ab. Sie trafen sich alle Wochen ein Mal, am dem Abend, an welchem Emil frei hatte.

Zimmer noch viel zu oft für Emil, der täglich ungeduldiger zu werden begann. Seine Alte dagegen zappelte vor Verliebtheit, während die Fanny bisweilen bösen Eifersuchtsanfällen unterlag; sie führte dann schreckliche Szenen auf, heulte, — zornige Thränen liefen ihr über die frischen Wangen, sie tobte, stampfte; ihr hübsches Gesicht verzerrte sich, und sie überhäufte den Emil mit Insulten.

Nochten dieser und mein Vater sie auch noch so oft versichern, es sei kein wirklicher Grund zur Eifersucht vorhanden, es half nichts. Im Gegentheil, sie wurde nur noch wüthender. Einmal legte sie sich sogar auf den Fußboden; sie war zufällig zu gleicher Zeit gekommen, als man die Alte erwartete und wollte der mit ihrem Körper den Weg versperren: Jetzt lasse sie sich nicht länger belügen, man habe ja das Geld, sie dulde das Verhältniß mit dem alten Saumensch nimmer — ihr sei Alles Wurst. — Und sie zerzauste sich die schwarzen, dichten Haare vor Aerger und Wuth.

Ein ungeberdiges, wildes Ding. Mir gefiel sie aber, — für mich hatte sie etwas Flottes.

Für Emil und meinen Vater waren dies keine angenehmen Zustände. — Hohe Zeit, sich aus dem Staube zu machen. — Uns Allen brannte der Boden unter den Füßen.

Vor der Alten hielten wir dies Vorhaben ängstlich verborgen. — Sie an der Nase herumzuführen war gerade keine große Kunst, ein paar süße Worte von Emil, — einige Küsse weiter, und sie versank in einen Taumel und sah und hörte nicht, was um sie vorging. — Mein Vater schwayte ihr vor: die Klugheit geböte, noch ein paar Wochen mit der Abreise zu warten. Und damit ihr Mann, der schon einige Male über ihr lauges Ausbleiben Fragen gethan, keinen Verdacht schöpfe, kein Mißtrauen in ihm aufsteige, wäre es rathsam, daß sie und Emil höchstens alle vierzehn Tage zusammenkämen.

Emil widersprach; das halte er nicht aus, wenigstens ein Mal die Woche müsse er mit seinem Weiberl zusammen sein an seinem freien Abend. Die ganze Zeit arbeiten, und in den paar Freistunden sein Liebstes nicht umarmen dürfen, das sei mehr, als man von ihm verlangen könne.

Mein Vater redete ihm hierauf sehr ernsthaft zu; es wäre ja nur noch kurze Zeit, er solle doch vernünftig sein, bald gäbe es keine Trennung mehr, und dergleichen.

Der Frau standen vor Nührung die Thränen in den Augen. „Oh, Seeemil, es muß ja sein, so füge Dich eben; schwerer als mir kann es Dir nicht fallen. — Später werde ich Dich tausendfach entschädigen.“ — Ihr Seeemil, ihr süßer Seeemil; er hatte sie doch recht lieb — ja, ja! er war eben in letzter Zeit ein bißchen nervös gewesen. — Daher sein oft so eigen kaltes Wesen. — Das treue gute Herz; ihr schöner junger Schatz! —

Der Tag der Abreise war nun festgesetzt; die Fanny hatte, wenn auch grollend, der Vernunft nachgegeben und Emil eine letzte Zusammenkunft mit

seiner „Alten“ gestattet: Sie wolle froh sein, wenn die ekelhafte Komödie ein Ende habe; dies auszuhalten sei das ganze Lumpengeld nicht werth. — Brummend fügte sie sich ins Unvermeidliche. „Und das Maul büßt“ ich Dir nachher noch extra ab mit Soda und Sei“ — Emil umfaßte das freche, zankende Mädel und küßte sie mit ungewaschenem Mund.

Es war an einem Freitag Abend; die Laternen brannten bereits, als ich vor dem Hause stand. — Die ahnungslose Alte war oben; mich hatte man weggeschickt. — Es war der Tag vor unserer Abfahrt. Morgen Vormittag ging's noch einmal zur Schule, Abends in die weite Welt.

Auf der Straße herrschte reges Leben; Menschen aller Art hasteten vorbei. — Einige Zeit sah ich dem bewegten Treiben zu, dann begann es mich zu langweilen. Die Frau blieb diesmal aber auch gar zu lange oben.

Ich verlor mich in Träumereien; ich dachte an die Zukunft, an „drüben“. — Und ein Pferd würde ich haben — und frei sei man dort; Allerlei fiel mir ein, was mein Vater dem Emil und der Fanny erzählt. — Sogar Menschen durfte man tödten; ziemlich unbehelligt — ob ich wohl mit meinem Messer Einen so tief ins Herz stechen könnte, daß er todt wäre, ganz todt, ohne einen Mucker zu thun? — Ja, stark, groß und fest genug war mein Messer; meine Hand befühlte es in der Tasche — und drüben könnte ich es zeigen; was hatte ich davon, wenn es Niemand bewunderte! — Ich wollte drum beneidet sein; so wie ich den Hausherrn drum beneidet hatte.

So was Apartes zu besigen! — Die Zeichnungen! Ich betrachtete sie im flackernden Schein der Laterne. — Und die Klinge vom feinsten Stahl; wie sie klapp! — das ist so ein fester, eigener, entschiedener Ton — so ein! — ein, zwei, drei Mal lasse ich sie zuschnappen; klipp! — klapp! — Plötzlich fällt ein Schatten vor mir nieder; rasch verberge ich das Messer. Hinter mir steht ein Herr; wie ich mich wende, begegnen seine Augen den meinen. Mir ist, als müßte ich umsinken; ich erkenne ihn sofort, trotz des schwarzen Bartes, trotz des goldenen Zwickers, der eleganten Kleidung; — es ist jener Mann, jener Geheimpolizist, der früher so oft in den Laden gekommen; derjenige, der das Haus beobachtete.

Ruhig geht er weiter; ich stehe starr, mir ist der Schreck in die Glieder gefahren. — Ob auch er sich meiner erinnert? — Ob? — Hat er das Messer gesehen? — Und wenn auch, was dann? — Der Hausherr hat das Messer nicht vernimmt damals, — vielleicht später! — aber als ihm die Kaffette! — nein, ach, da dachte er an nichts Anderes, als an das Geld! —

Dennoch besiel mich eine furchtbare Angst. Ich vermochte nicht mehr auf der Straße zu bleiben; rasch lief ich ins Haus hinein, die Treppen hinauf.

Die Frau war eben im Begriff, sich zu entfernen; sie schäuferte mit Emil. Dieser sah ziemlich gelangweilt drein, beherrschte sich jedoch gewaltsam; ja, er bedauerte sogar, daß er seinen lieben Schatz den weiten Weg allein gehen lassen müsse. — „Es ist besser, die Heimbegleiterei unterbleibt, noch ein paar Wochen und wir segeln auf dem weiten Meere. Vorsicht, Kinder, Vorsicht!“ Lachend rieb sich mein Vater die Hände.

Meine Angst war vollständig verflogen. Das erhellte Zimmer, die lustigen Menschen. Ich war doch recht thöricht gewesen, ein feiger Junge, eine Menne; ich schämte mich ordentlich vor mir selbst. — Ueberhaupt, konnte ich mich denn nicht auch getäuscht haben? — Vielleicht war es gar nicht der Polizeispion gewesen? — Und — wenn ja, von dem Messer brauchte er noch lange nichts zu wissen. —

Der Gedanke, was die Alte für Augen machen würde, wenn sie die Vögel ausgestogen fände, amüsirte mich riesig. — Das Gesicht! — ich hätte es sehen mögen, — hah, hah! — Der süße Ceemil, der treue Ceemil, — hah, hah!

In einigen Tagen schwammen wir; bald befanden wir uns in vollster Sicherheit! — Ehe die alte, schwerfällige, — ich gab ihr allerlei liebliche Namen

in Gedanken; nie hatte ich sie leiden mögen. Wie aufgedornert sie heute wieder war; wie sie sich herausgeputzt hatte! — Es war zum Lachen! —

Ich gönnte ihr die Enttäuschung, die sie erwartete; ich wurde ganz vergnügt und scherzte mit den Anderen. Von Furcht war keine Spur in mir zurückgeblieben.

Ein paar Worte der Frau, und meine Angst erhob sich aufs Neue. —

„Und gar nicht eifersüchtig bist Du auf mich, Ceemil? — wenn ich allein Abends heimgelange?“ Neckisch bligten ihn die kleinen, blassen Auglein an, — „heute ist es schon das zweite Mal, daß mir ein hübscher, stattlicher Herr nachgegangen. Er hat einen wunderschönen schwarzen Backenbart und trägt einen feinen, goldenen Zwicker. — Das letzte Mal muß er sogar unten am Haus gewartet haben, denn auf dem Heimweg folgte er mir wieder. — Vielleicht wartet er auch diesmal.“ Kokett warf sie den dicken Kopf in den speidigen Nacken und sah Emil herausfordernd an. —

„Also doch! — Herrgott! —“

Endlich war sie gegangen. Ich ergriff eines der halbgelerten Weingläser, die auf dem Tische standen, und schüttete den Rest hinunter.

Mir war ganz übel — also hatte ich mich nicht getäuscht! — Es war doch der Spiegel gewesen, der hinter mich getreten, als ich mein Messer betrachtete hatte.

Emil und mein Vater besprachen, als die Frau weg war, noch tausenderlei Dinge; sie gaben nicht Acht auf mich. Scheinbar lesend saß ich am Tische, ab und zu eine Seite umschlagend. Die Buchstaben tanzten vor meinen Augen; die Worte meines Vaters drangen wie leerer Schall zu meinen Ohren. Ich bemühte mich, dem Gespräch zu folgen, — aber all das Schöne, die verlockenden Ausichten, die mein Vater entrollte, vermochten nicht meine Sorgen zu verschonen.

Mein Vater und Emil waren seelenvergnügt. Die Fanny war auch noch auf ein Stündchen da gewesen; es ging gewaltig fabel zu. Nur an mir nagten qualende Zweifel. — Die Begegnung mit dem Polizeispion, — wenn ich nur das Messer nicht aus der Tasche gezogen hätte! — Warum ich nur so unvorsichtig gewesen, ich war doch sonst so ein verdammnt schlauer Strich, und stolz darauf. Ich war mehr als unzufrieden mit mir.

Jetzt, beinahe am Ziel, wo jede Gefahr beseitigt schien, mußte mir noch so was passieren — mir!

Mein Vater, der in der letzten Zeit meist bedrückt gewesen, war an diesem Abend wie umgewandelt; er lachte, scherzte und war voll Vertrauen auf die glückliche Zukunft, der wir entgegen gingen. Er trank viel und sprach sehr erregt; tausend Pläne entwarf er.

Emil, der schon seit ein paar Tagen aus seiner Stellung ausgetreten, lag sehr bequem in der Ecke des abgerissenen Kanapees. Die Beine übereinandergeschlagen, rauchte er eine Zigarrette nach der anderen. Ihm erschien es als ganz selbstverständlich, daß Alles gut abgelaufen; er hatte sich nie extra viel Sorgen gemacht, sondern sich auf meinen Vater verlassen; der war gerieben, das wußte Emil — und ich hatte Glück, das wußte er auch.

Wirklich ein ganz schlottiger Kerl, der Emil, — unbegreiflich, daß dem die Weiber alle so nachliefen; die Fanny gönnte ich ihm schon garnicht!

Auf Alles, was mein Vater bemerkte, antwortete er kaum. Der Hauptgedanke, der ihn bewegte, war offenbar: Bin froh, daß ich die Alte los bin. Er sagte dies öfters ganz unmotivirt auf eine Frage meines Vaters.

„So gieb doch Acht, das hat ja heute sein Ende gefunden; hast sie ja zum letzten Male gesehen.“ — Mein Vater fing an, sich über die Theilnahmlosigkeit Emils zu ärgern. Dieser fuhr an: Er sei die ganze Zeit das Opferlamm gewesen, er, jawohl, er — er allein! Mein Vater hätte sich nicht küssen lassen müssen, — ach, und das ewig alberne Geschwätz. — „Denk nur an, heut' Abend wollte mich das alte Mädel gar noch ei ersüchtigen machen, und ich war genöthigt mich zu stellen, als ob ich ihr

den Schwindel glaubte. — Aber so dumm bin ich doch nicht!“ —

„Nun ja!“ — Mein Vater lachte schon und lachte wie toll, er hatte hoch. Ich kannte seine Zustände.

„Nun ja, das glaubt freilich Keiner, daß der noch Einer nachsteigt, dem Grutewagen; der müßte ja blind sein!“

Oh, du mein Gott! — ich wußte es besser.

(Schluß folgt.)



Plauderbrieife über Erziehung.

Von Reinhold Eckart.

I.

Liebe Nichte! Was doch Hochzeit und Flitterwochen aus zwei verliebten Leuten machen können! Nimmermehr hätte ich zu denken gewagt, daß sich meine ruhige, klar denkende Nichte unter den süßen Einflüssen männlicher Zärtlichkeit zu solch ein Ueberschwall von Schwärmerei und Begeisterung fortreißen ließe! Was ist das für eine Aufführung? Ihr beiden Ehestandsfräulein — so nenne ich, wie Du weißt, die jungverheiratheten Honiglecker — betragt Euch, als ob Ihr mit Liebe und nichts als Liebe Brot und Braten alltäglich aus dem Schornstein herauszuzubern vermöchtet. Kommt endlich zur Besinnung und kehrt heim aus den Gefilden der Liebesraserei in die Lande des gesunden Menschenverstandes. Für Leute, die, wie Ihr, den Lebensunterhalt gleich dem „Schiff der Wüste“ mit Schweiß und Schwielen verdienen müssen, ist es unziemlich, so lange dergleichen Reizungen nachzuhängen. Jetzt tritt der Ernst des Ehestandes an Euch heran. Seht Ihr nicht, wie vorwurfsvoll aus der Zeitferne von neun Monaten das strenge Auge der neuen Pflicht auf Euch herabschaut? . . .

Junge Frauen sind, wie ich zu Deinem nicht geringen Verdrusse oftmals schon behauptet habe, Zwitterdinge, weder Fleisch noch Fisch, und haben nur insofern Daseinsberechtigung, als sie junge Mütter werden können. Wenn ich die holde Verschämtheit, mit der Du jüngst meine Anspielung auf Deinen zukünftigen Mutterberuf beantwortetest, recht denke, so ist es mit Dir in dieser Hinsicht nicht mehr geheuer, und es scheint mir, als sägest Du heimlich für Dich den alten Volksvers:

O Storch, o Storch, du böses Thier!
Aus Null machst Du eins, zwei, drei, vier.

Nun beginnt für mich die Hefearbeit, die Du mir, als Deinem getreuen Eckart, an Deinem Hochzeitstage zugewiesen hast: Dir Rath zu ertheilen in allen Angelegenheiten, die der Erziehung Deiner Kinder dienen. Du bedarfst dieses Rathes um so mehr, als Ihr armen Mädchen in der Schule wohl viel vom Himmelreiche und anderen merkwürdigen Dingen, die schwer zu fassen sind, erfahrt, aber nichts von Dem, was Euch als Mädchen, Weib und Mutter von wirklichem Nutzen sein könnte . . .

Du wirst Dich entsinnen, daß einst bei Gelegenheit einer Prüfung der gestrenge Herr Professor einem Prüfling die Frage vorlegte: „Wo beginnt die Verdauung?“ und der wigige Student treffsicher antwortete: „In der Küche, Herr Professor!“ Laß mich dies Scherzwort auf unseren Gegenstand übertragen und gestatte mir die Frage: „Wo beginnt die Erziehung der Kinder?“ Als pfiffige Svatochter wirst Du sofort Lunte riechen und mit gewohnter Schlagfertigkeit antworten: „Je nun, wo anders als im Mutterleibe?“ In der That ist diese die erste Erziehungsanstalt, und der Dichter hat nicht Unrecht, wenn er ihn die „Wiege der werdenden Menschheit“ nennt.

Damit er aber nicht zu einer Verziehanstalt wird und Du „unbewußt und ungewollt“ in den Ruf einer Nabenmutter kommst, so vernimm, was ich Dir über die Erziehung der Kinder vor ihrer Geburt mitzutheilen habe. Ich erbitte mir dazu Deine Aufmerksamkeit um so lieber, als ich mich berechtigt glaube zu der Annahme, daß Du Deinem Gatten einen gesunden, kräftigen und wohlgebildeten Stamm-

halter in die väterlichen Arme legen möchtest Was? lieber eine Genossin? Geh, schäme Dich! Pflicht, unerlässliche Ehepflicht jeder jungen Arbeiterfrau ist es, mit Fleiß und Ausdauer vor Allem für männlichen Nachwuchs zu sorgen. Und weißt Du, warum? Nun, weil die Mädchen immer von selber nachkommen. Also auch hier immer hübsch programmgemäß! —

Napoleon I., dieser Wunderknoten von Unmensch und Uebermensch, hat bekanntlich behauptet, und ich meine, nicht ohne Berechtigung, daß das künftige Schicksal der Kinder zumeist ein Werk der Mutter sei. Du erkennst daraus die hohe Bedeutung des Mutterberufs für das Gesellschaftsleben und darfst Dich mit Stolz zu denen zählen, die dafür sorgen, daß ehrliche und freie Männer nie aussterben. Sicherlich sind die Verhältnisse, unter denen sich der menschliche Keim im Mutterleibe zum Kinde entwickelt, von entscheidender Wichtigkeit für das Gedeihen des jungen Weltbürgers, und oft vermag vieljährige Erziehungsarbeit nicht anzurichten, was die neunmonatige Verziehung im Mutterleibe an schlimmen Lebens- und Entwicklungsständen begründet hat. Wie Du Dir denken kannst, ist das sich entwickelnde Kind in Allem und Jedem abhängig von dem Gesundheitszustande der Mutter, ihrem Wohl- oder Uebelbefinden. Die gesammte Körper- und Seelenverfassung der Mutter ist also maßgebend für das Wachsthum des Kindes, das sie unter dem Herzen trägt. Wie das zueht, läßt sich schwer enträtheln; daß es aber geschieht, kann Niemand leugnen. Die Gesundheitsforschung hat nachgewiesen, daß Krankheit, schlechte Ernährung, angestrengte, gesundheitswidrige Beschäftigung, Kummer und Sorgen ebenso sehr an den Kräften des Menschenkeimes im Mutterleibe zehren, wie an dem Leibe der Mutter selbst. Je günstiger hingegen die Lebensbedingungen sich gestalten, unter welchen die Mutter ihres hohen Berufes warten kann, desto mehr Förderung erfährt das Kind. Daraus wird Dir klar werden, daß die Erziehung des Kindes im Mutterleibe in der Hauptsache gleichbedeutend ist mit der gesundheitlichen Selbstzucht, die die Mutter an sich selbst willens oder an sich zu üben im Stande ist.

Zuerst liegt Dir ob, soweit es in Deinen Kräften steht, dafür zu sorgen, daß Deinem Kinde der erforderliche Raum zur Reinnung und Entwicklung zur Verfügung steht. Wer gesegneten Leibes ist, darf keine „Taille“ haben wollen. Ich rathe Dir deshalb alles Grustes, das moderegmaße Marterwerkzeug des weiblichen Leibes, Korsett genannt, das Du, meinen ernstesten Ermahnungen zuwider, noch immer nicht abgelegt hast, sofort und ohne alle Umstände in die Kumpelkammer oder sonst wohin zu werfen. Oder glaubst Du nicht, daß Dein Kind verküppeln muß, wenn Du Dir und damit zugleich ihm die Nerven und Gefäßbahnen unterbindest und die inneren Organe unnatürlich in ihrer Thätigkeit hemmst? Hüte Deinen Leib vor jeder gewaltsamen Umschnürung durch Kleider und Bänder, beschütze ihn vor Druck, Stoß und Erschütterung! Und hierzu noch einen Wink! Klüttere noch heute Deinem Männchen ebenso zärtlich wie eindringlich ins Ohr, für die nächsten sieben bis acht Monate etwas weniger stürmisch in ehelichen Liebesbeweisen zu sein, indem Du ihn im Gefühl heiliger Mutterwürde bedenkst: „Unser Junge verträgt das nicht!“ —

Bedenke zweitens, daß Du jetzt schon die Ernährerin und Pflgerin Deines Kindes bist und sein mußt. Ist es geboren, nährst Du es mit Deinem weißen Blute, der Muttermilch; liegt es aber noch in der Hülle wohlverwahrt, wie Hebels Samenkörlein, so spendest Du ihm rothes, lebenskräftiges rothes Blut. Ist Dein Blut gesund, so bedeutet es Labung für das Kind; ist es mit Krankheitsstoffen durchsetzt, so wirkt es wie Gift. Deine Haupt Sorge sei darum auf Befestigung schlechten und auf Erzeugung reinen, gesunden Blutes gerichtet. Dies gelingt Dir vor Allem dadurch, daß Du Dir außer umsichtiger Körperpflege (Reinlichkeit, angemessener Wärme, Bewegung in Luft und Sonne usw.) ausreichende Ernährung Deines Körpers gönnst. Nahr Dich so kräftig wie möglich mit leichtverdaulicher, bekömmlicher Kost. Da Du für zwei Personen

Nahrung zu beschaffen hast, mußt Du auch für zwei essen, wenn Du Deine eigene Gesundheit aufrecht erhalten und die Entwicklung des Kindes fördern willst. Wie viel Nahrung Dein Sprößling von Dir erhalten muß, magst Du aus folgenden Angaben ersehen: In der neunten Woche seines Daseins ist der Menschenkeim nur etwa zweieinhalbzig Millimeter groß und wiegt äußerst wenig, im neunten Monate dagegen mißt er bereits sechsundvierzig Centimeter und hat durchschnittlich ein Gewicht von sieben Pfund. Woher soll er die zum Aufbau seines Körpers nöthigen Stoffe nehmen, wenn Du sie ihm nicht gewährst? Daß Du eine abgefagte Feindin des Alkohols in jeder Gestalt (Bier, Schnaps, Wein usw.) bist, wird Deinem Söhnchen — nicht wahr, ein Söhnchen wolltest Du haben — sehr zu statten kommen; denn in diesem Punkte ist es äußerst empfindlich und leicht verwundbar!

Der Frage nach dem Verhältnisse der Vererbung zur Erziehung werde ich erst im folgenden Briefe näher treten. Doch erwähne ich schon jetzt der Vollständigkeit halber, daß auch Dein Geistes- und Gemüthszustand von großer Bedeutung für die Entwicklung Deines Sprößlings ist. Weide, ich bitte Dich als treuer Onkel herzlich darum, alle aufregenden Vergnügungen, weiche allen Veranlassungen zu Schreck und Aerger wesentlich aus und bewahre Deinem Geiste jene ruhige Klarheit und verständige Gleichgültigkeit, in deren Strahle Alles gedeiht, Gift angenommen. Das wird Dir um so leichter fallen, als Du Dir keinerlei Sorgen über den Lebensunterhalt zu machen brauchst, da Dein Geliebter als tapferer Arbeitsgenosse seinen Mann stellt und Dich damit alles Kummers überhebt. Du hast es also besser, als Tausende und Abertausende von Frauen, die Kinder unter ihrem Herzen tragen und nicht wissen, wo aus noch ein . . .

Du erfährst aus alledem, liebe Nichte, daß die „vorgeburliche“ Erziehung Deines Kindes im Wesentlichen gleichbedeutend ist mit dem Schutze Deiner selbst und daß als oberster Grundsatz in diesem Erziehungsalter zu gelten hat: Mutterschutz ist der beste Kinderschutz!



Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Festsbruders. Von F. Nieber.
(Fortsetzung.)

Wir übernachteten in einem elenden Dorf: kretscham, und als Schlafgemach diente uns ein Saustall. Er mochte für jungeliches Schwarzvieh berechnet sein, denn sein Flächenraum gestattete uns nicht, beim Liegen die Beine auszustrecken. Das feuchte Halmzeng, auf dem wir zusammengekrümmt wie die Igel lagen, mochte wohl bereits den früheren Bewohnern, die sicherlich zur Kirchweih geschlachtet worden waren, als Unterlage gedient haben. Decken gab es in diesem Kundenhotel nicht, und uns war so fürchterlich kalt, daß wir nur wenig Schlaf fanden und schon gegen drei Uhr Morgens aufstanden. Eduard erhob sich zuerst. Er versuchte die Wirthsknechte und schien herzlich zu bedauern, daß sie nicht zur Stelle waren, um eine Tracht Prügel von ihm zu empfangen. Ich war so erstarrt von der Kälte oder vom Krummliegen oder von Beidem zugleich, daß ich mich nur mit Mühe aufrichten konnte. Als ich in den Hof trat, stand mein Genosse an der Scheune und bemühte sich, mit einem Knüttel das Thor zu sprengen; offenbar wollte er sich in jenen Räumen ein wärmeres Quartier verschaffen; doch das Thor schien, so lotterig auch sonst der ganze Bau war, von eiserner Festigkeit zu sein, denn nach Minuten langer Arbeit schlenbert er den Knüttel wüthend fort, rannte zum Saustall, hob dort mit heftigem Eifer die Thür aus, trug sie über den Hof und die angrenzende Dorfstraße weg und warf sie drüben über einen Zaun. Dann marschirte er los und ich hinterdrein.

„So bin ich!“ sprach er im Gefühl befriedigter Rache. „Den verfluchten Kaffern will ichs anstreichen!“ —

Ich redete kein Wort.

Noch leuchteten die Sterne, die Welt war dunkel, und vergeblich suchte ich rings am Horizont an der Färbung des Nebeldunkles zu erkennen, in welcher Richtung die Sonne aufgehen werde; es gelang mir nicht, die Himmelsgegenden zu bestimmen. Ein scharfer Frostwind blies uns entgegen, und es gefiel mir, daß Eduard, der den Vorläufer spielte, so flink ausschritt, als wollte er in achtzig Tagen rings um die Erde laufen; durch die rasche Bewegung gerieth der durchkühlte Körper in Wärme.

Als endlich die Sterne verblaßt waren und eine rubinprächige, goldbesäumte Röhre die aufsteigende Sonne verkündete, hatten wir ohne Zweifel schon mehrere Meilen zurückgelegt.

Frühzeitig begann Eduard zu fechten, und er gerieth dabei in solchen tollen Eifer, daß er mit Todesverachtung über die höchsten und gefährlichsten Bäume hinwegsetzte und, wo es ihm möglich war, auch im Zorn einige lockere Jannlatten losriß, ohne dabei die Flüche und Drohungen der Dorfbewohner zu beachten. Am liebsten wäre er über die niederen, strohbedeckten Häuser hinweg gelleitert. Ich kannte ihn bereits gut genug, um zu wissen, daß er immer dann in solche Aufregung gerieth, wenn er mit den Kaffern unzufrieden war. Aus eigener Erfahrung war mir bekannt, daß die Leute empört sind, wenn sie schon am zeitigen Morgen erweckt werden, in die Tasche zu greifen, und ich konnte mir daher die Ursache seines trotzig-ungestümen Draufgehens leicht erklären.

Am Ende des Dorfes bekam ich mein Frühstück. „Da friß!“ sprach er unwirsch und legte drei gekochte Kartoffeln in meine Hände.

Sie waren warm. O, du heilige Gerechtigkeit, wie hatte ich mich seit Stunden nach einem warmen Bissen oder einem warmen Schluck geseht! Sie mundeten mir wie die allervortrefflichste Kost, und mich durchglühte die lauterste Dankbarkeit für den Geber. Drei Kartoffeln behielt er für sich, und ich sah, wie er gleichfalls mit Bolllust hineißte. Er war doch der beste Mensch — trotz alledem! So ehrlich zu theilen, das war rührend, menschlich, groß und edel! Ich glaubte auch bestimmt wahrzunehmen, daß ich die drei größten Kartoffeln bekam. Freilich sättigte dieses Frühstück nicht, allein mir war doch gleich behaglicher zu Muth, und das Marschiren ging ein wenig leichter.

Gegen Mittag gerieten wir in eine Gegend, in der die Leute kein Deutsch verstanden oder verstehen wollten. Wenn wir fragten, wohin dieser oder jener Weg führe, antworteten sie in einer Sprache, die uns fremd war. Ich nahm an, daß es die böhmische Sprache sei. Die Ortschaften, boten einen ärmlichen, erbärmlichen Anblick: niedere, windschiefe Hütten mit kleinen unsauberen Höfen. Noch weniger gefielen mir die Menschen; sie kamen mir verwildert, finster und verbissen vor, und sie redeten zueinander in so schreiender, heftiger Tonart, daß es den Anschein gewährte, als beschimpften sie einander und als wollten sie sich gegenseitig an der Gurgel packen. Doch ich kann mich leicht getäuscht haben, da ich in jenen Tagen allen Erscheinungen, die in bunter Wechselfolge an meinen Augen vorüberzogen, keine Aufmerksamkeit widmete, sondern ganz beschäftigt war mit meiner Innenwelt, in der es so trostlos zuging, daß ich allerlei Gaukelei und Phantasterei treiben mußte, um sie über den Jammer hinwegzulänschen und sie in guter Hoffnung auf die Zukunft zu erhalten. Vielleicht hatten jene Leute wirklich einige eheliche Meinungsverschiedenheiten auszusprechen, wie sie allorten ausgefochten werden, und vielleicht war es der reine Zufall, daß die Kämpfe an jenem Tage stattfanden, und daß ich zum Augenzeugen wurde. Vielleicht war der Abscheu, den ich gegen jene Menschen empfand, grundlos.

Am Nachmittag gerieten wir in einen Wald, und dort vollzog sich ein trauriges Ereigniß, dessen Endergebniß ich längst dunkel vorausgeahnt hatte. Der holprige, von Baumwurzeln überzogene Weg machte so viele Biegungen, daß man selten weiter als dreißig Schritt sehen konnte. Himmelhoch ragten zu beiden Seiten schwarze Nadelbäume, und zu ihren Füßen wucherie auf fettem Boden ein dichtes Unterholz. Der müde Herbsthimmel streute ein mattes

Licht auf den rings von Wildniß eingeschlossenen Pfad, und die Seele vermochte in dieser bangen Verlassenheit keine frohen Gedanken zu spinnen.

Meinem Begleiter fiel es ein, sich aus dem Gebüsch einen neuen Wanderstab zu schneiden. Er schnitt einen kräftigen Buchensproß ab, und während er mit dem Dolche die Zweige abtrennte, sprach er vor sich hin: „Das ist Müster! Mit einem Hiebe hau ich damit jeden Schädel durch!“

„Weißbuche ist's!“ sagte ich.

„Müster!“ schrie er. „Das verstehe ich besser!“

Da ich das jähzornige und rechthaberische Temperament des Galgenosamentirers kannte, hätte ich nun aus Klugheit schweigen müssen; doch der dumpfe Groll regte sich wieder und reizte mich zu thörichtem Troge.

„Weißbuche ist's!“ wiederholte ich unfreundlich.

„Als Tischler werde ich doch wohl das Holz kennen!“

„Müster, Du Hund!“ stieß er wüthend hervor, und gleichzeitig erhob er den Stock zum Schläge.

Ich fuhr zurück. Sein wilder Gesichtsausdruck verlegte mich in Schrecken, und dennoch that ich nichts, um den gefährlichen Menschen zu besänftigen.

Ein einziges Wort hätte genügt, doch um alle Schätze Persiens wäre ich nicht fähig gewesen, ein solches Wort zu sagen, obwohl ich thatsächlich nicht genau wußte, ob das Holz Müster oder Buche war.

Andererseits aber war ich klug oder feige genug, zu schweigen.

Einige Sekunden lang standen wir einander wortlos gegenüber; er in drohender Haltung, ich bereit, im Falle eines Angriffes mein Leben zu verteidigen.

Dann ließ er den Stock sinken, weil er im Zweifel zu sein schien, ob mein Schweigen Trost oder Buhfertigkeit bedente.

„Wenn ich Dir hier die Gurgel abschneide, so fragt keine Kröte darnach!“ sprach er mit gepreßter, heiserer Stimme, nahm den Dolch aus der Linken in die Rechte und trat einige Schritte auf mich zu.

Ich fühlte: wenn ich ihn jetzt gereizt hätte, durch einen Ton oder eine Geberde nur, so wäre das mein Tod gewesen.

Er hätte mich in der Einsamkeit jenes böhmischen Waldes wüthend abgeschlachtet und ins Gebüsch geworfen. Dort wäre meine Leiche wohl spät erst gefunden worden. Oder vielleicht nie . . . O, meine arme, unglückliche Mutter! . . .

Und dennoch gab mein trotziger Eigensinn nicht nach. Er hinderte mich, ein Wort des Friedens zu reden. Lieber eines gräßlichen Todes sterben, als sich beugen vor diesem Wütherich! Uebrigens stand es ja noch garnicht fest, wer von uns Beiden als Leiche in das Gebüsch fliegen würde! Befah ich doch einen festen Stock, mit dem sich etwas ausrichten ließ! Ein fester Stieb über den Schädel, oder ein gut gezielter Stich in das Auge konnten ihn betäuben oder blenden; dann war ich Herr der Situation — dann konnte ich ihm den Dolch entreißen, und dann — wehe ihm!

Solche und tausend andere furchtbare Empfindungen und Gedanken durchzuckten mich in wenigen Augenblicken; dabei aber zog ich mich unwillkürlich vor dem langsam andrängenden Feinde vorsichtig zurück.

„Du bist mir noch Geld schuldig!“ hub er plötzlich an. „Noch fünfundsiebzig Poscher . . . Das Geld her, oder . . .!“

Er hob den Dolch, um mich über den unausgesprochenen Nachsatz nicht im Zweifel zu lassen, und seine Schreckensaugen verkündeten mir, daß er nicht im Scherz redete.

So sonderbar und überraschend diese Forderung auch war, da er doch wußte, daß ich kein Geld besaß, so war sie doch rechtmäßig, und ich fühlte mich dadurch entwaffnet.

„Gehen wir ins nächste Kaff,“ erwiderte ich; „dort will ich das Geld zusammenbalsen.“

„Bald will ichs haben, auf der Stelle!“ schrie er. „Wir hatten ausgemacht, daß Du's schon am anderen Tage wiedergeben solltest. Du bist ein Lügner!“

„Wenn Du's am anderen Tage verlangt hättest . . .“

„Mein Geld will ich haben, Lügner!“ unterbrach er mich heftig, kam auf mich zugehrungen und hielt mir den gesägten Dolch vors Gesicht.

Mein ganzer Muth war dahin; ich sah den Tod

vor Augen und zitterte voll Entsetzen. Nur nicht sterben, nicht sterben! Das Leben erschien mir in jenen Augenblicken unsagbar schön, und indem ich an meine Dichtungen, die ich im Bündel trug, an den theuren Brief der Hamburger Dame und an alle meine goldenen Zukunftsträume dachte, umfluthete mich eine sommenherrliche Woge von Hoffnungsglück. Nur leben, leben, um all das Glück auszukosten!

Ich riß meinen Berliner von der Schulter.

„Nimm Dir daraus, was Du Lust hast!“ rief ich.

„Verlauf es, so kommst Du zu Deinem Gelde!“

Er stugte betroffen; sein Zorn mähigte sich.

„Was hast Du drin?“ fragte er.

Ich setzte mich an den Wegrand und schnalzte den Berliner auf. Der Galgenosamentirer trat neben mich, musterte meinen Reichtum und griff nach meinen Niederschuhen. „Die passen mir!“ sprach er.

„Nimm sie, und dann sind wir quitt!“

„Denkst Du, daß ich fünfundsiebzig Poscher dafür kriege?“ fragte er schroff.

„Das weiß ich nicht; aber Du kannst sie ja selber tragen!“

„Das mach ich, wie ich will, und nicht, wie Du willst!“

„Selbstverständlich!“

„Aber das hier ist Müster!“ Er deutete auf seinen neuen Stock.

„Es kann sein; ich kenn's nicht genau.“

„Aber ich! Mir macht Keiner was weiß! Wenn ich was sage, stimmt's auch!“

Bei diesen Worten wandte er sich ab und ging des Weges weiter. Im Gehen betrachtete er meine Niederschuhe. Bald war er meinen Blicken entschwinden. Ich schnürte mein Bündel und folgte ihm langsam nach, hielt mich aber vorsichtig am Rande des Weges, damit ich, im Falle er etwa auf mich wartete, rasch ins Gebüsch huschen konnte, ohne von ihm bemerkt zu werden.

In dem Bewußtsein, daß er an mir beinahe zum Mörder geworden wäre, empfand ich ein tiefes Grauen vor ihm. Die Gemeinschaft zwischen uns sollte zu Ende sein; ich haßte und verabscheute ihn.

Und dennoch war er mein Erretter aus schwerer Noth gewesen, und an seiner Seite hatte ich sorgenfreie Tage verlebt! Das ist der schmerzlichste Haß, in den sich gebieterisch die Dankbarkeit für die gehasste Person drängt!

Nun war ich allein — allein in fremdem Lande und unter Menschen, deren Sprache ich nicht verstand. Mit dumpfem Bangen und weinender Seele schritt ich dahin und spähte nach meinem Feinde aus.

Einundsiebzigstes Kapitel.

Der Raubmörder.

Nie sah ich ihn wieder . . .

Der Tag ist im Verdimmern, als ich endlich aus dem Bereich des Waldes gelange und menschliche Wohnstätten erblicke.

Sie winkten mir kein Willkommen zu; sie rufen mir die ganze Größe meines Glucks ins Bewußtsein und gemahnen mich an den schweren Kampf, der mir bevorsteht.

Müde, müde bin ich, zum Hinfallen. Und ganz ohne Geld. Wo werde ich Herberge finden? Wohl nirgends! Die Menschen sind erbarmungslos. Am besten wärs, ich ginge zurück in den Wald und legte mich dort in das Laub. Wenn ich erfriere, was thuts! — Das Leben ist doch gar zu kläglich! . . .

O, ich Schiff der Wüste, wie hatte ich Buche sagen können! Wenn ich Müster gesagt hätte, säße ich jetzt in einer warmen Gaststube bei schönen Pellkartoffeln und Eiern und frischer Butter, und ich könnte böhmisches Bier trinken. Ich hätte Müster sagen müssen, auch wenn der Stock ein Schilfrohr gewesen wäre!

Jetzt ist das Unglück geschehen, und nun, Kerl, sei kein einfältiges Kind, sondern behalte den Kopf oben! Vorwärts! Mag kommen, was will! . . .

Der Ort, in den ich gelangte, schien ein Marktflecken zu sein. Er war nicht größer, als ein mittel-

mäßiges Dorf, doch befand sich inmitten ein geräumiger Platz, der wohl zu Marktzwecken dienen mochte und auf dem gegenwärtig Gänse weideten; einige Häuser hatten städtisches Gepräge. Auf diesem Plage blieb ich unschlüssig stehen. Ich überlegte, ob ich es wagen dürfte, zu so später Stunde noch zu sechten, oder ob ich lieber bei den Bauern um ein Nachtquartier bitten sollte. Das Eine erschien mir so schwer und wenig verheißend als das Andere; doch der Versuch mußte gemacht werden.

Noch war ich zu keinem Entschluß gelangt, als ein Mann gemüthlich lächelnd auf mich zutrat und sagte: „Sahn's a Handwerksbursch? Was für'n Landsmann?“

„Aus Schlessien.“ Ein Hoffnungschimmer ging mir auf.

„Dös is weit her. Dürf i a Paß sehn?“

Arglos überreichte ich ihm das Arbeitsbuch nebst dem Gesellenchein und dem Entlassungszeugniß. Er betrachtete die Blätter, und das gemüthliche Lächeln wich einem Ausdruck des Mißmuthes.

„Sie sein aus'm Preiß'schen?“ fragte er und sah mich lauernd an.

„Aus Preußisch-Schlessien.“

„A Preiß! Da kommen's nur mit!“

„Wohin denn?“

„Kommen's nur, kommen's!“

Er nahm mich am Arme und zog mich fort.

Wir gingen auf der Straße, auf der ich gekommen war, und er führte mich in ein Bauerngehöft. Mir ward leichter ums Herz. Ich war auf die Vernehmung gekommen, er sei ein Polizist, und in der That trug er vorn an der Mähe ein verdächtiges Abzeichen; jetzt aber, da wir in ein Privathaus gingen, schwand alle Furcht und überließ das Feld der Neugierde.

In der Hausthür erschien eine Frau. „A Schlüssel!“ rief sie und verschwand im Hause.

Nach wenigen Augenblicken kam sie zurück und rannte, einen Schlüssel in der Hand haltend, an uns vorbei nach dem hinteren Ende des Hofes. Wir folgten ihr nach, traten in einen Schuppen, zwängten uns zwischen einem Lastwagen und einer Menge Geschirr hindurch und gelangten an eine Thür, die inzwischen von der Frau geöffnet worden war. Der Mann schob mich hinein und — o gerechter Schreck! — ich war im „Nittchen“. Die Holzpriethe, die als einziges Möbelstück den engen, schwarzen Raum zierte, ließ über dessen Bedeutung nicht den geringsten Zweifel zu.

„Schaun's nur nach wegen der Zündhölzer!“ bat die Frau.

„Dös vergeh i nit,“ erwiderte er, fiel über mich her, betastete mich am ganzen Körper und leerte mir die Taschen. Das Portemonnaie öffnete er, grinste mich mit mitleidigem Spott an und sagte: „Nix drin!“

„Nix drin!“ wiederholte ich kopfschüttelnd.

„A richtiger Bettelpreiß!“ sprach er und gab mir das Portemonnaie und die übrigen Sachen, auch das Messer, zurück.

„Zündhölzer hab'n Sie nit?“

„Kein einziges!“

„Da schlafen Sie hübsch a'fund!“

„Weshalb sperren Sie mich denn ein?“ rief ich.

„Hab' ich denn ein Verbrechen begangen?“

„Seien Sie nur stille, sonst giab's was!“ erwiderte er drohend, indem er von draußen die Thür zuriegelte.

„Ich muß doch was zu essen kriegen!“ schrie ich.

„Ist denn das hier ein Hungerthurm?“

„Still sein sollen's, sonst werd' ich Sie hungerthurmen!“ rief er, und zu der Frau sagte er:

„Dös is der beste Bruder nit!“

Ich war gefangen; daran ließ sich zunächst nichts ändern. Sollte ich Spektakel machen? An die Thür hämmern? Aus'müß fordern, weshalb mir die Ursache meiner Verhaftung nicht genannt werde? Nein, das Alles hätte keinen Zweck gehabt! Wegen die robuste Gewalt der Staatsmacht kann ein armer Kunde nicht auskommen; hier hieß es, dulden und abwarten.

Dulden? Mußte ich nicht zum'chst froh sein, eine Herberge gefunden zu haben? Was konnten mir denn die Leute anhaben, da ich doch weder gebettelt noch



Das Schicksal. Von Hugo Lederer.

sonst eine Missethat begangen hatte? Sie konnten mich höchstens, weil ich keinen Paß für Oesterreich besaß, an die preussische Grenze schaffen. Das wäre mir ganz lieb gewesen, denn Böhmen gefiel mir nicht.

Aber wenn ich die Gelbe bekäme — die Marschvorschrift nach meiner Heimath?

Nur das nicht — um Alles in der Welt, das nicht! Nur nicht zurück in die Heimath! Einem solchen Befehl würde ich keine Folge leisten, und

wenn ich dabei zu Grunde gehen sollte. Die Schande, per Schub in die Heimath befördert zu werden, würde ich nicht überleben. . . . Doch Muth, Muth! So verschwenderisch sind sie sicherlich nicht mit der Gelben. . . .

„Essen Sie a Supp'n?“ erscholl es von draußen. Wie entzückende Musik erklangen mir diese Worte.

„O ja, wenn Sie so gut sein wollen . . .“

Ich hörte, wie die Frau sich entfernte, und ich ließ mich auf die Britische nieder, besetzt von der herrlichen Hoffnung an eine warme Suppe.

Huh, wie kalt es in dem Loch war! Ein Ofen stand drü, doch seine Kacheln hatten die Temperatur des Eises. Nach der Feuchtigkeit der Wände zu urtheilen, hatte er seit Jahren seinen schönen Beruf nicht erfüllt.

Das Gefängniß war offenbar an den Schuppen angebaut worden und hatte jedenfalls keine großen Baukosten verursacht. Drei niedere Wände und ein schräges Dach! Die Längsmauer gegenüber der Eingangstür war so niedrig, daß ich mit dem Kopfe an das Dach anstieß. Nach dem Hof zu befand sich ein kleines Gitterfenster, durch das man ein Stück Scheune und, wenn man auf die andere Seite trat, ein Stück Himmel sah. Auf der Britische lagen ein schmutziges Strohkissen und eine raube Filzdecke; die Unterlage fehlte. Ich hatte also das Vergnügen, auf hartem Holze zu schlafen. Was thaut! Die Hauptsache, daß ich unter Dach war!

Ich vernahm Stimmen und Schritte. Der Schlüssel knarrte im Schloß und die Thür ging auf. Die Frau trat ein, mit beiden Händen eine Schüssel dampfender Suppe tragend, und hinter ihr erschien als Beschützer ein junger Gefell in langen Stiefeln und blauer Schürze.

Sie stellte die verheißende Schüssel, in der schon der Löffel steckte, auf die Britische.

„Essen Sie schnell!“ bat sie freundlich in ihrem Dialekt. „Es ist verboten, daß ich hier hereinkomme, und ich darf Ihnen nichts geben, aber Sie erfrieren ja, wenn Sie nichts Warmes bekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

XL.

Das Sonnenstadium der Erde und die Entfaltung des Urozeans.

In Weltuntergang, endend mit der feurigen Auflösung zerfallender, während nahezu unendlicher Zeit bestandener Sternsysteme in Atome, hatte vor Aeonen Theile des Raumes, der endlosen Leere, bis auf schwindelnde Entfernungen mit Gasballungen erfüllt, welche, in furchtbarer Gluth befindlich, das All durchleuchteten und fernem, noch lebenskräftigen Welten als schimmernder Nebeldeck sich zeigten (vgl. Das Werden im Weltall, Nr. 18 S. 139).

Die im Universum nie ruhenden Kräfte schufen nun während gewaltiger Zeiträume aus diesem Gluthchaos durch Konzentration des Stoffes an einzelnen, weit voneinander entfernten Punkten eine Anzahl glühender Niesennebelbälle, darunter einen mit einem Durchmesser von 10 000 Millionen Kilometern, welcher gleich allen anderen Urnebelbällen in Folge ungleichmäßiger Vergrößerung und Ballung rotirend ward und in einer Zeit, entsprechend etwa 60 000 unserer jetzigen Erdentage (Umlaufzeit des Neptun), einmal eine Drehung um seine Achse vollendete.

Die fortdauernde Ausstrahlung von Wärme in den endlosen und eifigen Weltraum erzeugte naturgemäß eine Abkühlung des Balles, verbunden mit einer Verkleinerung seines Durchmessers, Beschleunigung des Umschwunges und schließlich die Abtrennung eines rotirenden Nebelringes in der Äquatorialregion.

Unvermeidlich sich ergebende Ungleichheiten dieses Ringes schufen jedoch bald Verdichtungen an irgend einer Stelle und bedingten Zerreißung desselben, welcher sich nun zur Kugel ballte und als Planet (Neptun) den sich zusammenziehenden Centralball an der Stelle des früheren Ringes umkreiste.

Der gleiche Vorgang wiederholte sich mehrfach in Intervallen; der leuchtende und glühende Sonnenball verkleinerte sich mehr und mehr, von Zeit zu Zeit Ringe abstoßend, welche sich ebenfalls zu Planeten gestalteten.

Aus diesem Werdeprozeß ergibt sich, worauf hier hingewiesen werden muß, daß die äußeren Planeten die ältesten sind und daß, je näher der Weltkörper der Sonne, desto geringer das Alter desselben ist.

Nach der Absonderung des Mars ließ die sich konzentrierende Sonne nun einen Nebelring hinter sich, welcher nach seiner Zusammenballung eine Kugel ergab, die, wie die Entfernung des Mondes von der Erde beweist, ursprünglich einen Durchmesser von über 750 000 Kilometer (etwa 100 000 Meilen) besessen haben muß.

Die leichtbewegten, erhitzten Gasmassen dieser Kugel gestatteten auf der lesteren nochmals die Bildung eines relativ gewaltigen Ringes, welcher, zerreißen und sich auflösend, einen neuen Weltkörper, einen Nebenplaneten, unseren Mond, ins Dasein rief, der nunmehr, getrennt von seiner Mutter Erde, seine eigenen Wege ging, dabei wegen seiner geringen Masse seiner Erzeugerin bald in der Entwicklung voraussetzte und daher, wie wir schon früher sahen (vgl. Unser Mond, Nr. 28 S. 219), heute bereits auf dem Friedhofsstadium angelangt ist, während unsere Erde, wenn auch nicht mehr feuriger Jugendkraft, so doch immer noch der Kraft des reiferen Alters sich erfreut.

Anfänglich durchleuchteten Erde und Mond mit blendendem Lichte gemeinsam das All, außer dem Lichte noch Wärme und chemische Energie in gewaltigen Mengen ausstrahlend, hierbei jedoch infolge der resultirenden Abkühlung sich fortdauernd zusammensziehend und verkleinernd und dadurch die Erde und Mond trennende Luft vergrößernd.

Der kleinere Mond erlosch aber bald, während die achzig Mal schwerere Erde vernuthlich sogar noch einer höheren, lebenden Welt des Mondes als zweite Sonne leuchtete.

Genau dieselben Erscheinungen, welche wir zur Jetztzeit auf der Sonne beobachten, bot derzeit auch die Erde, natürlich in kleineren Dimensionen.

Allmähig verdichtete sich der Gluthgasball zu einer Kugel geschmolzener Metalle und Gesteine, auf deren Oberfläche schwimmende, täglich sich mehrende Schollen in Erstarrung übergehender Massen den Erstarrungs- und Erhärtungsprozeß einleiteten.

Au den Polen, den Punkten langsamster Rotation, bildeten sich naturgemäß die ersten großen Ansammlungen solcher Schollen und wuchs von hier aus die feste Erdrinde dem Äquator zu, schließlich bei Berührung der Nord- und Südpole die Kugelschale der noch rothglühenden Erdoberfläche schließend.

Hiermit war der Zustand erreicht, den vernuthlich augenblicklich noch die Riesenvelten Jupiter und Saturn repräsentiren.

Bei dem schlechten Wärmeleitungsvermögen erstarrter Felsmassen erlosch die äußere Rothgluth jedoch sehr schnell, die den Luftkreis erhitzende, strahlende Wärme ward abgeschnitten, und nachdem dieser Punkt erreicht, sank in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Temperatur der weit ausgedehnten Lufthülle durch Ausstrahlung in den Weltraum ganz erheblich.

Die sofortige und direkte Folge waren gewaltige Niederschläge des bis dahin lediglich in der Atmosphäre in Dampfform enthaltenen Wassers.

Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende dauernde, permanente, mit mächtigen elektrischen Entladungen verbundene Wolkenbrüche stellten sich ein, ein siedender Ozean, dessen Niveau mit dem ununterbrochenen Uebergange neuer Wasserdampfmassen in den tropfbar flüssigen Zustand langsam stieg, umstüthete den Erdball.

Siedendes Wasser ist aber eins der stärksten Lösungsmittel und dürfen wir uns daher diesen Urozean nicht als eine klare, kochende Fluth vorstellen, sondern wenigstens anfänglich als eine dünne, infolge des derzeit höheren Luftdruckes hochgradig überhitzte Schlammmasse, deren Wasser noch dazu durch reichlich beigemengte mineralische Säuren, Salpeter-, Salz-, Schwefel- und Kohlenensäure, in höchstem Grade zerstörend auf die Unterlage gewirkt haben muß.

Gleichzeitig riß fortwährend die noch dünne Erdruste infolge der zunehmenden Erstarrung, gleich den erkaltenden Lavaströmen der Jetztzeit oder den Eisflächen der Ströme und Seen bei sinkender Tem-

peratur, unter rollendem Donner nach den verschiedensten Richtungen große Spalten hinterlassend.

Die innere Gluth stieg tausendfältig empor und ein wüthender, noch heute nicht ganz beendeter Kampf zwischen dem Feuermeere des Erdinnern und dem freien, durch die, die heutige weit übersteigende Mond- und Sonnenfluth durchwühlten Wasser der Oberfläche tobte.

Daß ein solcher Herentessel, wie ihn die Erdoberfläche in dieser ersten Zeit nach der Bildung der Felsrinde unseres Planeten darstellte, noch völlig ohne eine Welt von Lebewesen war, ist wohl kaum nöthig zu bemerken.

Für den Aufschwung des Stoffes zu einem höheren, organischen Leben war die Zeit noch nicht gekommen, die höchsten Leistungen desselben bestanden noch lediglich in der Einleitung chemischer Prozesse und der Schaffung der verschiedenartigsten Kristallformen, letztere zu betrachten als Uebergänge von der unorganischen zur organischen Welt, als die Vorläufer des selbstbenutzten Lebens; bilden doch die von runden Flächen begrenzten Krystalle des Kohlenstoffes, des Diamanten, ein direktes Verbindungsglied zwischen den geradflächigen Krystallen der sonstigen Mineralien und den ebenfalls gleich den Diamanten rundflächigen Krystalloiden, welche vielfach im Inneren lebender Thiere und Pflanzen sich finden.*

Niemals später entwickelte die Natur derartige Energie zur Schaffung immer neuer Verbindungen und Ablagerungen.

In seiner jüngeren Bildung finden sich z. B. Bergkrystalle von solchen Dimensionen wie in den Urgesteinen der Erde, in erster Linie in alten Granitmassen, welche letztere man bis jetzt, da keine älteren Gesteine bekannt sind, als die erste Urrinde des Erdballes betrachtet.

Gigantisch sind die Ablagerungen von Granit, Gneis, Glimmer- und Thonschiefer, welche diese ersten Zeiten schufen.

Die Mächtigkeit der Basis, des Urgranits, ist unbekannt, da letzterer in vertikaler Richtung, dem glühenden Erdkern zu, noch nie durchbrochen werden konnte, weder durch relativ wenig tiefe Bergwerke noch durch tiefe Bohrungen in dem Felsenkern der Erde.**

Der auf dem Granitmassive ruhende Urneis, das Produkt der Zerstörung des Urgranits, der bis jetzt bekannten ältesten Erdrinde seitens des beschriebenen, kochenden Ozeans dagegen ist genauer bekannt und erreicht derselbe vielerorten eine Mächtigkeit von über 10 000 Metern in vertikaler Richtung.

Dieser Gneis besteht genau aus denselben Stoffen wie der Granit, im Wesentlichen aus Quarz, Feldspath und Glimmer, wodurch er als Produkt der Zerstörung des Granits sich erweist.

Während aber der Granit aus diesen Stoffen in groben Brocken und krystallisirtem Zustande zusammengesetzt ist und völlig ungeschichtet erscheint, zeigt der Gneis dieselben Materialien zerrieben und in meistens ursprünglich horizontalen, parallelen Schichten abgelagert, hierdurch deutlich auf die nirelirende Thätigkeit des Wassers hinweisend, und sich als Wasserbildung kennzeichnend.

Keine spätere Felsenbildung erreicht die Mächtigkeit dieses Urneises, selbst nicht die diesen auflagernden gewaltigen Schichten von Glimmer- und Thonschiefer, welche zusammen bis etwa 6000 Meter Dike aufweisen und ihre Entstehung der Auflösung, Auslaugung und Zerschlämmung der älteren Gehilbe seitens eines, wenn auch noch sehr warmen, so doch nicht mehr in dem Maße wie früher überhitzten Ozeans verdanken.

Natürlich war die plutonische und vulkanische Thätigkeit des Erdballes auch in diesen späteren Zeiten, gegen die Jetztzeit gerechnet, noch von gewaltiger Ausdehnung und Energie, aber immerhin war der allgemeine Riesenkampf erheblich abgeschwächt.

* Derartige Krystalloide, und zwar aus Einweißstoff bestehend, entdeckte zuerst der Anatom Reichert im Jahre 1849 im Körper des Meerschweinchens.

** Die tiefsten Bohrlöcher sind die von Sperenberg bei Berlin, 1064 Meter, Temperatur 46,5° C., und Schladebach bei Leipzig, 1392 Meter, Temperatur 49° C.

Welche Zeiträume erforderlich waren, um die Ablagerungen der erwähnten Urgebirge* zu schaffen, entzieht sich natürlich jeder genaueren Beurtheilung; als sicher aber ist anzunehmen, daß diese chaotische Periode, wie man so sagt, eine halbe Ewigkeit gedauert hat.

Allerdings besitzen wir in der Abplattung der Polarregionen der Erde ein uraltes, von der Natur selbst ausgefertigtes Dokument, welches gewisse Berechnungen über das Alter des Erdmassivs bis zur Gegenwart zuläßt, aber dennoch können auch die unter Zugrundelegung dieser Verhältnisse ermittelten Werthe nur auf eine sehr allgemeine Gültigkeit Anspruch erheben.

Es ist ganz selbstverständlich, daß die durch Achsendrehung hervorgerufene Abplattung nur so lange veränderlich war, wie der Erdkörper in weichem, bildsamem Zustande sich befand.

Wir können daher die thatsächlich heute vorhandene Abplattung als das direkte Resultat der zur Zeit der Oberflächenerkaltung und Erstarrung wirksamen Rotation betrachten, nicht aber als das Erzeugniß der jetzigen; die heutige Rotation würde, falls die Erde noch weich oder flüssig wäre, nicht eine Abplattung von ja. $\frac{1}{500}$ der Drehungsachse, wie sie thatsächlich vorhanden ist, sondern nur eine solche von $\frac{1}{5000}$ erzeugen.

Daraus ergibt sich, daß die Erdumdrehung zur Urzeit erheblich schneller als heute gewesen sein, also die Tageslänge von weit geringerer Dauer gewesen sein muß.

Eine hemmende Ursache des Erdumschwunges haben wir bereits früher (vgl. Unser Mond und Merkur und Venus) in der gegen die Kontinente brandenden Fluthwelle kennen gelernt, welche nachweislich seit 2000 Jahren die Tagesdauer um etwa $\frac{1}{85}$ Sekunde verlängert hat.

Unter Zugrundelegung dieser Verhältnisse ergibt aber die Berechnung, welche auszuführen hier natürlich zu weit führen dürfte, daß die Zeit, zu welcher sich die Erdabplattung fixirte, also die Zeit der ersten Oberflächenerstarrung, etwa vier Milliarden (4000 Millionen) Jahre zurückliegt!

Wo bleiben bei solchen Zeiträumen die ja. 6000 Jahre, welche die Theologie unserer Erde als Alter anweist?

Allerdings bieten die erwähnten Berechnungen nur Annäherungswerte, denn einerseits verringert sich das Resultat durch die infolge der schnelleren Erdrotation der Vorzeit und der damals noch größeren Mondnähe gewaltigere Fluthwirkung, andererseits vergrößert sich dasselbe dadurch, daß zur Urzeit wahrscheinlich größere Kontinente noch fehlten und das feste Land ursprünglich nur Inseln von geringer Ausdehnung war, also der Fluthwelle Angriffspunkte mangelten.

Aber auf einige hundert Millionen Jahre mehr oder weniger kommt es bei solchen ungeheuren Zeiträumen auch nicht an.

Trotz des zu jener Zeit weit größeren Durchmesser des Sonnenballes waren die aus dem dampfenden Ozean emporstehenden, mit Geysern (heißen Springquellen) und gewöhnlichen heißen Quellen übersäten Inseln dennoch in tiefe Dämmerung gehüllt, denn die weit ausgebreitete Lufthülle war von gewaltigen Wasserdampfanhäufungen und endlosen Wolken vulkanischer Asche erfüllt, welche einen für den Lichtstrahl undurchdringlichen Schleier während langer Zeiträume bildeten.

Einen gewissen Ersatz boten nur die an unzähligen Orten aus hohen und niederen Berggipfeln, sogar vielfach aus dem Meere emporlohernden, vulkanischen Feuer.

Die Luft selbst war mit metallischen und schwefeligen, von den Vulkanen und Lavaströmen ausgestoßenen Dämpfen, sowie gewaltigen Kohlenstoffmengen verunreinigt, also ebenfalls noch ungeeignet, einer Lebewelt ein Dasein zu ermöglichen.

Langsam erst verringerte sich die Zahl der Vulkane und der das Emporstreigen der inneren Erdgluth

ermöglichenden Spalten und sank damit die Siedetemperatur der Ozeane auf eine Stufe, welche dem Eiweißstoff gestattete, ohne zu gerinnen, sich dauernd zu erhalten, also auf etwa 40° C.

Damit war aber die Welt in ein neues Zeitalter übergetreten, das Licht der Sonne drang siegreich vor und das erste Morgenroth verkündete nicht nur den neuen Tag, sondern auch das jetzt allerorten aufkeimende Leben.

Ein Outlaw.*

Von Julius Schwarten.

Zu den kulturentlegenen Sünden des „wildem Westens“ gehören auch jene unermesslichen Landstrecken, die von den röthlich-gelben Fluthen des Rio Grande und des Colorado-Flusses nothdürftig durchwässert werden. Hier weidet auf unabsehbaren Planos der Vaquero (berittener Hirte) zahlreiche Heerden halbwildler Rinder, und in den oft felsam zerklüfteten Basaltmassen mit ihren tiefen Schluchten und schwer zugänglichen Höhlen sucht der Outlaw seine letzte und gewöhnlich sichere Zuflucht. Meistens gesellt er sich vorläufig zu dem einsamen Heerdenhüter, der ihn den Spähern nie zu verrathen pflegt, denn besondere Umstände zwingen ihn, dem Gesächeten wohl oder übel ein Verbündeter zu sein, indem er ihm Obdach in seiner Hütte giebt und ihm von seinen Vorräthen mittheilt. Würde er neben dem Wirth auch noch den Spion machen wollen, so wäre sowohl sein wie auch der anderen Vaqueros Leben der Rache aller Outlaws verfallen.

Im Gebiete des Gila-Flusses hatten wir etwa zwanzig Stationen mit je einem Vaquero, und die Entfernung zwischen einigen von ihnen betrug etwa drei bis vier Meilen, keine waren jedoch näher als zwei. Unsere Hacienda (Landgut mit Viehhaltung) lag ungefähr drei Meilen vom Gila-Fluss entfernt, hatte Verbindung mit der kalifornischen Küste und war mit Vorräthen wohl versehen. Alle Monate wurde von denselben ein beträchtlicher Theil auf zwei Wagen nach den verschiedenen „estaciones“ gebracht.

Als einer der „administradores“ (Verwalter) unseres weitläufigen Betriebes hatte ich jede Woche wenigstens einmal jede „estacion“ zu besuchen und über den Zustand der Heerde zu berichten. Was nun die Beziehungen zwischen den Administratoren und den Outlaws anbetraf, so waren sie zwischen ihnen selten besonders freundschaftlicher Art, denn die Ersteren brachten die Streifer oft auf die Spur der Letzteren, und mancher Inspektor in der Naude war schon auf dem Ritt aus dem Bügel gestürzt, von einem Schuß aus dem Dickicht oder einer Schlucht her getroffen.

Bei der Gelegenheit, von der ich zu schreiben im Begriff bin, hatte ich einen Ritt von etwa sechs Meilen gemacht, um Station Peña (Penja gespr.) zu erreichen, die am Abhange einer Hügelkette lag, die wiederum eine weitreichende Steppenfläche durchzog. Am Fuß des Hügelgeländes schlängelte sich ein kleiner Bach entlang, an dessen Uferseite die Hütte stand. Der Vorrathswagen war hier vor einer Woche gewesen und hatte Alles in Ordnung gefunden. Ich erreichte die Hütte eines Nachmittags dicht vor Sonnenuntergang und fand den Vaquero im Begriff, sie zu verlassen. Auf mein Befragen erzählte er, daß ihn vor zwei Tagen einige Outlaws besucht hätten, von denen der Eine ihn als einen Zeugen erkannt habe, der vor etwa drei Jahren in San Diego (Kalifornien) ungünstig über ihn ausgesagt. Der Umstand, daß der Vaquero damals unfreiwillig Zeuge sein müssen, habe ihm das Leben erhalten, doch sei ihm von den Dreien befohlen, diese Gegend für immer zu verlassen. Eine Mißachtung dieses Befehls würde seinen Tod bedeuten haben. Er mußte also weg, und ich übernahm die Aufsicht, bis vom nächsten Rancho (Randscho gespr.)** ein neuer Vaquero geschickt sein würde.

Um das später Folgende besser zu verstehen, muß ich zuvor bemerken, daß, während die meisten

Hütten anderer Stationen auf natürlichem Erdboden standen, diese eine sich etwa drei Fuß über demselben erhob und einen Fußboden von gespaltenen Pfählen hatte. Die Erhöhung war infolge der gelegentlichen Ueberschwemmungen des Flusses vorgehen und von einem Hirten, der sich früher einmal in der Tischlerei versucht hatte, in seinen Mußstunden aufgebaut worden. Als ich mein Abendessen zubereitet und verzehrt hatte und mich an der warmen Feuerstelle ausstrecken wollte, um einige wohlthuende Züge aus der Pfeife zu nehmen, hörte ich die Hunde in einer Weise anschlagen, die mir kund that, daß Fremde sich näherten. Ich hielt es für das Beste, eine gute Miene aufzusetzen und warf die Thür weit auf, indem ich ausrief, ob vielleicht Jemand Obdach wünschte. Fast in demselben Augenblick schritt ein Mann aus der Dunkelheit hervor, begrüßte mich mit einem kurzen „Guten Abend!“ und folgte mir in die Hütte. Ich schloß die Thür und sah ihn, mich umwendend, vor dem Feuer stehen. Sofort erkannte ich ihn als einen langgeachteten Verbrecher, berüchtigt unter dem Namen „Big-Bob“ (eigentlich: „Dicker Robert“), der schon seit zwei Jahren hier herum sein Wesen trieb und auf dessen Einfangung ein Preis von tausend Dollar gesetzt war. In der Hand hielt er die lange, schwere Büchse und an seinem Gürtel hingen zwei Revolver und ein Jagdmesser. Er war ein Mann von nahezu vierzig Jahren, mußte etwa seine hundertfiebzig bis hundertachtzig Pfund wiegen, und es bedurfte nur eines Blickes, um zu sehen, daß Alles an ihm Muskel und Sehne war. Er hatte einen kurzen Nacken, unterkrieger gleich einer Bulldogge und ein Gesicht, wie man es bössartiger wohl selten sieht.

„Freut mich, Eure Gesellschaft zu haben“, sagte ich, zugleich einige Scheite Holz auf's Feuer werfend. „Werd' Euch 'nen Mund voll Essen in ein oder zwei Minuten besorgen. — Sieht aus, als ob es heut Nacht Sturm gäbe.“

„Wo ist Antonio“ (der verfehnte Vaquero), brummte er, als ich ihm den Kaffee zubereitete.

„Hat die Station verlassen, wie ihm befohlen!“

„Und Ihr seid ein Inspektor?“

„Ja, ich kam gerade heute Abend und werde bleiben müssen, bis ein Mann herausgeschickt sein wird.“

„Allerdings, ich entfinne mich Eurer, Giles Werner; wie kommt Ihr es wagen, hierher zu kommen?“

„Ein Mann, der sich nur um seine eigenen Angelegenheiten kümmert, kann in diesem Lande gehen, wohin er will“, erwiderte ich gelassen, indem ich ein Stück Fleisch zum Kochen aufsetzte.

„Mag sein“, knurrte er, die Büchse an die Wand lehrend und sich vor dem Feuer niederlegend; „habt aber wohl den Antonio zugleich beauftragt, die Häfcher zu benachrichtigen, daß wir hier herum wieder aufgetaucht seien.“

„Haltet mich nicht für einen Thoren“, erwiderte ich. „Es ist Pflicht des Inspektors, nach der Heerde zu sehen. Es ist Aufgabe des Sheriffs, die Outlaws einzufangen. Jeder bei seinem Leisten, hätte ich mich mit der Streiferei eingelassen, so würden einige von Euch es längst herausgefunden haben.“

„Mag sein, mag sein“, murmelte er, und ich bemerkte, daß seine Züge sich ein wenig aufhellten und seine Stimmung eine etwas bessere zu werden schien.

Ich machte ihm ein Abendbrot, so gut, wie ich es selber gehabt hatte, und sein Wort wurde gewechselt, während er aß. Ueberhungrig schien er nicht zu sein. Nach dem Essen reichte ich ihm Pfeife nebst Tabak und meine Flasche Rum. Er nahm einen mäßigen Schluck, zündete die Pfeife an und rauchte eine Weile schweigend vor sich hin. Er schien nachzutrübeln. Duster blickte sein Auge und hart war der Klang seiner Stimme, als er plötzlich sagte: „Ich würde ein anderer Mann sein, wenn man mich etwas besser behandelt hätte, als ich hier und da den Ansag machte, wieder ein ehrlicher Kerl zu werden. Wenn ich daran denke, wie sie mich gejagt und gehegt gleich einem wilden Wolf, dann möchte ich Jeden tödten, der mir in den Griff kommt.“

* In der Geologie versteht man unter „Gebirge“ nicht nur eine Ansammlung von größeren Höhen, sondern auch die Felsmassen selbst, auch wenn dieselben in ganz ebenem Lande befindlich sind.

* Gesächterter, außer dem Gesetz Stehender.

** Viehhaltung.

„Ihr hattet ein wenig geschmuggelt damals, nicht wahr?“ fragte ich, mich vor ihm hinstehend.

„Nun ja, und was denn? Ein wenig Indiana (Art Baumwollstoff) und einige Flaschen Rum. Nicht der Rede werth. Und dann wars zum ersten Mal. Aber was halfs? Zum Bestehen hatte ich nichts. Ob der Rum abgeliefert worden ist, oder ob die Spitzbuben ihn für sich selber haben verschwinden lassen, weiß ich nicht. Genug, ich bekam „harte Arbeit“. Auf dem Transport wurde ich wie ein räudiges Thier behandelt, gestoßen und geschlagen, wenn ich nicht gehen konnte. Vielleicht mochten die Schufte sich ärgern, daß der Fang kein größerer gewesen und für sie selber nicht genug abgefallen war — was weiß ich. Vordem war ich ein Mann, sag ich Euch; seitdem ward ich ein Teufel.“

„Ich habe gehört, wie Ihr entflohen,“ sagte ich, das Feuer ein wenig schürend, um dann auf und ab zu gehen.

„Dann wißt Ihr auch, daß ich zwei todte Wächter hinter mir ließ. Sie hatten mich hungern lassen, mich geschlagen und mich verhöhnt, bis die Verzweiflung mich packte. Hätten sie mich allein und mich still gewähren lassen, würde ich auch meine Arbeit gethan und mich in Alles gefunden haben. Sie trieben mich zum Mord und zu Räubereien, und verachteten sie dafür.“

„Ihr wurdet schlecht behandelt, wie das Gerede geht,“ warf ich ein, als er aufstand und mich mit wildem Blick anstarrte; „aber wurdet Ihr immer zu dieser Art Leben getrieben?“

„Was konnte ich anders thun!“ rief er. „Als ein entlohener Sträfling wurde ich sofort verfolgt. Wie lange konnte ich mich vor Entdeckung sichern, hätt ich mich nicht in die Wildnis geschlagen, und wovon sollte ich leben? Die Regierung hatte mich bald geächtet und einen Preis auf meinen Kopf gesetzt, und wenn ich ergriffen werde, ist der Strick gut genug für mich. Da giebt's weiter keine Wahl. Ich muß mich wohl so durchschlagen, bis das Ende kommt.“

„Ihr lest die Zeitungen dann und wann?“

„Ja, und ich sehe, daß jedes Verbrechen in den Bergen mir ins Register geschrieben wird. Ich habe deren genug verübt und bedarf keiner Extrazugabe. Aus einer Galvestoner Zeitung fand ich heraus, daß die Belohnung auf tausend Dollar erhöht worden ist —“

„Das ist wohl die Zahl, glaube ich.“

„Und hättet Ihr nicht Lust, sie zu verdienen?“

„Nein, ich will kein Blutgeld. Mir ist erzählt worden, daß man Euch brutal behandelt hat, und ich will Euch über Eure Flucht und die Art, wie Ihr fühlt und denkt, keine Vorwürfe machen; aber für Eure Räubereien, die Ihr verübt, verdient Ihr allerdings den Strick.“

„Nun ja, ich habe Blut vergossen,“ sagte er, sich wie er sehend. „Manchmal möchte ich mich darüber freuen; manchmal will's mich aber auch niederdrücken. Ich hab's gethan, um mit der Welt quitt zu werden, und man wird's wieder ausgleichen mit dem Strick oder mit 'ner Kugel. Ich weiß es. Indessen sobald wird es nicht sein. Einige Jahre werd ich wohl noch im Busch zubringen, und dann findet sich auch wohl ein Ende — ob nun gut oder schlimmer für mich.“

„Ihr werdet schwerlich in dieser Gegend bleiben können. Ich habe den Behörden nie Mittheilungen über Durlaws zukommen lassen und bin auch eigentlich nie gefragt worden, aber ich weiß, daß zwei neue Wachstationen eingerichtet werden sollen, und der Gouverneur hat gesagt, er wolle den Busch säubern, koste es, was es wolle.“

„Nun, wenns hier zu heiß wird, bewegen wir uns ein wenig weiter, denke ich. Uebrigens werden wir ihnen einen harten Stand machen. — Wißt Ihr, weshalb ich heute Abend hierher kam?“

„Wahrscheinlich um nachzusehen, ob der Baquero Antonio sich auch wirklich entfernt habe.“

„So ist es, und ich hoffte, er hätte es nicht gethan, so daß ich ihn hätte erschießen können. Ich

* In je einem der Vereinigten Staaten die höchste Regierungsperson.

sah Euch dann durchs Gebüsch, hatte den Finger am Hahn und würde Euch erschossen haben, wäret Ihr nicht vor die Thür gekommen.“

„Der Mann muß ein Satan sein, der mit dem Gedanken umgeht, Leute in dieser Weise umzubringen,“ sagte ich, ihn fest ansehend.

„Ihr mögt Recht haben,“ erwiderte er gleichmüthig, doch mit bösem Blick mich flüchtig streifend.

„Es giebt Tage, an denen meine schlechtesten Kerle mich fürchten und sich fortzuschleichen. Auch an diesem Morgen drang mirs zu Kopf, so daß Alle das Lager verließen. Bis zu dem Augenblick, als Ihr mir die Pfeife anbotet, hatte ich fest die Absicht, Euch — nun, Ihr wißt ja —“

„Allerdings, und ich bin Euch sehr verbunden, daß Ihr Euren Entschluß aufgegeben habt; denn ich ziehe es vor, noch etwas weiter zu leben bei vierzig Dollar den Monat und freier Kost. Uebrigens — Ihr habt wohl garnicht daran gedacht, daß ich Euch zehnmal hätte niederschließen können, seitdem Ihr meine Hütte betreten hattet; aber ich wollte Euer Blut nicht an meiner Hand.“

Eine Minute lang sah er mich mit seltsamen Blicken an, dann stand er auf, hing den Gürtel nebst den Waffen an einen Haken und schien sich dann nach seinem Lager begeben zu wollen. Der Fußboden war mit Schaffellen gut ausgelegt, aber unter denselben befand sich eine Oeffnung — vielleicht durch einen Zufall gelegentlich entstanden — und ihn passirte es, hier gerade hinzutreten und mit einem Krachen hindurchzubrechen. Sein rechtes Bein sah nicht allein vollständig zwischen den verbogenen Dielen, sondern diese zwängten es auch derartig ein, daß er sich nicht allein heraushelfen konnte. Keine Waffe irgend welcher Art lag in seinem Bereich. Er war hilfloser als jemals eines seiner Opfer es wohl gewesen sein mochte. Er machte noch drei oder vier verzweifelte Anstrengungen, sich zu befreien, dann sagte er ruhig:

„Vielleicht habt Ihr Eure Meinung bezüglich der tausend Dollar geändert. Ihr braucht nur eine Art zu nehmen und ein wenig zu versuchen, wie hart mein Kopf ist, wißt Ihr —“

Ich ergriff einen kräftigen Pfahl und bog, ihn als Hebel benutzend, die zusammengeklümmten Dielen auseinander, so daß er sich bald herausarbeiten konnte. Er saß nieder, rieb sich eine Weile das schmerzende Bein und streckte sich dann auf seiner Schlafstätte aus. Kein Wort wurde weiter zwischen uns gewechselt. Ich machte noch einige Notizen im Stationsbuch und legte mich dann auf das andere Lager, und ich habe nicht eine Nacht so gesund und fest geschlafen, wie ichs nach diesen verhängnißvollen Stunden gethan.

Bei Sonnenaufgang stand ich zuerst auf und hatte bald das Frühstück fertig, als Big-Bob sich auch erhob. Abgesehen von einem „Guten Morgen“ und einigen Bemerkungen über das Wetter hatten wir bis zur Beendigung des Morgenbrots weiter keine Unterhaltung. Als wir dann unsere Pfeifen anzündeten hatten und vor die Thür traten, sagte ich:

„Hört mal zu, Bob, ich möchte den Antonio hier wieder her haben.“

„Ich will sehen, daß ihn Keiner davon abhält,“ erwiderte er.

„Und dann, Bob, mögt Ihr Euren Jungen gelegentlich einen Wink geben, daß ich mich wenig darum kümmern, auf einem meiner Ritze mal angeschossen zu werden.“

„Die werden kein Blei an Euch verschwenden.“

„Es ist gegen das Gesetz, Euch in Eurer verbrecherischen Laufbahn zu fördern, aber im Fall eines Unglücks oder einer Krankheit werdet Ihr den Baquero willig finden, zu thun, was er kann. Er versteht sich ziemlich auf gebrochene Glieder und hat, glaube ich, auch ein Mittel gegen das Sumpfnieber.“

„Wollt Ihr mir die Hand geben?“ fragte er rauh — er schien eine Gefühlswallung niederzuzwingen — und mich voll ansehend.

„Ja, ich möchte wohl, aber nur in der Hoffnung, daß kein Blut Eure Hand mehr bes Flecken wird. Lebt wohl!“

Er schritt fort, am Fuß der Hügelkette entlang,

war aber noch keine zwanzig Schritte weit, als er sich wieder umwandte und zurückkam. Er ging gerade auf mich zu, legte seine beiden gewichtigen Hände auf meine Schultern und sagte mit einem verhaltenen Zittern in der Stimme leise und weich: „Ich werde nie wieder so schlecht sein, wie ich es seither gewesen. Wenn Ihr gelegentlich von meiner Einfangung hört, dann versucht, mich zu sehen, Giles Werner.“

Ich versprach ihm. Dann wandte er sich ab und ich habe ihn nicht wiedergesehen. Ich bin überzeugt, daß er nicht aufhörte zu rauben, aber von einem Todtschlag in seinem Distrikt hörte ich nie mehr.

Ein Jahr mochte seit der geschilderten Begegnung verfloßen sein, als das Gerücht von einem Eisenbahnüberfall in unsere entlegene Gegend drang. Er war von Big-Bob und seinen Genossen ins Werk gesetzt worden. Doch hatten der County Marshall und der Sheriff nebst ihrer Schutzmansschaft, die gerade auf einem Streifzug begriffen waren, sich in einem besonderen Wagen befunden und den Kampf mit der Bande ausgenommen. Sie war zum größten Theil vernichtet worden. Big-Bob selber hatte, wie man sicher wußte, schwere Wunden empfangen, sich aber trotzdem auf seinem Pferde gehalten und war fortgestürzt, dem schützenden Dickicht zu. Trotz alles Suchens hat man ihn nirgends gefunden, aber später auch nie wieder etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich ist er an seinen Wunden verblutet und einsam in der Wildnis gestorben.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Das Schicksal. (Zu unserem Bilde.) Der Künstler bringt uns auf unserem heutigen Bilde eine Allegorie: Das Schicksal. Gewiß werden sich noch manche unserer Leser des Kiesel's von Josef Mann, „Das Schicksal“, erinnern, von welchem sich eine Reproduktion im vorigen Jahrgang der „Neuen Welt“ befand. Dort, wie hier, hat der Künstler das Schicksal als die grausame, unerbittliche Göttin aufgefaßt, die die Loose des Menschengeschlechts vertheilt, unbekümmert, wie es den Einzelnen treffen mag — so giebt sie dem Einen die Kette, an der er ewig zu schlingeln hat, dem Anderen den Kranz des Glückes, ob er ihn verdienen wird oder nicht. Hugo Lederer, dessen Gruppe auf der diesjährigen Berliner Kunstausstellung war, hat in seinem „Schicksal“ eine neue Idee verkörpert, und für ihn handelt es sich nicht um die soziale Seite des Schicksalsproblems, sondern um die Frage der Geschlechter. Die Schicksalsgöttin, ein starrs Weib mit müden, traurigen Augen schleppt gleichsam zwei Menschen ins Leben hinein: ein Mädchen, das sich willenlos zerrn läßt und stumm, mit geschlossenen Augen, sein Loos erträgt, und einen Jüngling, der sich in Schmerz und Verzweiflung wehrt gegen das ihm aufgezwungene Geschick. Leider fehlt es hier am Raume, näher auf die tiefe Bedeutung dieser Allegorie einzugehen, und es mag jedem Beschauer überlassen bleiben, einen Vergleich zwischen der früheren, etwas konventionellen, und der heutigen Darstellung zu ziehen. Zum Schluß sei noch ein drittes Bild erwähnt, dem die gleiche Schicksalsidee zu Grunde liegt. Es ist das Gemälde von L. Leempoel „Schicksal der Menschheit“, das sich im Jahre 1895 auf der Ausstellung im Münchener Glaspalast befand. Es stellt einen starrs, ronzungslosen Männerkopf mit ersten, weit geöffneten Augen dar, den ein ungeheurer Lichtkreis umgiebt — das Schicksal. Und unten auf der Erde strecken die Menschen ihre Arme empor — betend und verzweifelnd, hoffend und hoffnungslos.

Schnitzel.

Verehrung hat auch ihre Kreuze,
Und Fluch der Hand,
Die jemals wand
Dem Freiheitsmörder Ehrenkränze.

Dem Bedürfnis ist es immer noch geklärt,
Zu schaffen Das, was man unterdrückt.

Das Dir nicht selber klar und wahr,
Das biet auch keinem Andern dar.

Halbgötter giebt es nur in der Sage,
Halbmenschen sehen wir alle Tage.

Je ungebildeter der Mensch, desto starrer macht er die Gebräuche mit, die ihm autoritativ vorgemacht werden.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstr. 90, richten.